

KLEINE BEITRÄGE

Kulturerneuerung und Ordensgemeinschaft. Von Heinrich Bleienstein S. J.

Unter diesem Titel ist im Jahre 1933 aus der Feder des reformierten Pfarrers Ernst Merz in Zollikon-Zürich im Verlag Rascher u. Cie. ein anregendes Buch erschienen. Wer seinen Sinn und seine letzte Absicht von Anfang an verstehen will, tut gut daran, nach dem Vorwort („Begründung“) sofort das Nachwort („Ausblick“) und das letzte Kapitel zu lesen, das Stefan George und seinem Kreis gewidmet ist. Hier ist die geistige Heimat des Verfassers, in der sein Herz in gläubiger Inbrunst schlägt und seine Sprache sich zu einer solchen Höhe der Bewunderung und Begeisterung versteigt, daß er sich nicht scheut, auf die Georgebewegung die Worte Christi anzuwenden: „Das Himmelreich ist mitten unter euch.“ Wir haben keinen Grund, E. Merz um diesen seinen Glauben zu beneiden, namentlich seit der Geschichtsschreiber des „Kreises“ Friedrich Wolters¹, seine geheimnisvollen Hintergründe und Voraussetzungen (das Maximinerlebnis!) zur Genüge aufgedeckt und Karl Muth im „Hochland“, 31 (1934) II 99 ff., die Apotheose Georges durch den „Kreis“ in gebührender Weise gekennzeichnet hat. Dabei bleibt unbestritten, daß von Georges Person und Wirken beachtenswerte Einflüsse auf das jüngste deutsche Geistesleben ausgegangen sind, die von Merz in lichtvoller Weise dargestellt und so übergebührllich geschätzt und gefeiert werden, daß er keine Anmaßung darin findet, sie den kulturellen, weltumspannenden Verdiensten der alten und ehrwürdigen Orden des hl. Benediktus und Franziskus an die Seite zu stellen. Von den Jesuiten sagt er, daß sie an eigentliche kulturelle Aufgaben nicht einmal herangetreten seien. Da ihnen wie

den Reformatoren der konfessionelle Kampf und Glaube alles war, hätte beiden Teilen die aufbauende Liebe gefehlt und damit die Kraft und der Wille zur schönen Gestaltung des Lebens überhaupt. Deshalb könne nicht so sehr von den Kulturwirkungen des Jesuitenordens die Rede sein als vielmehr von seiner Weltpolitik. Obwohl ihm durch die Konstitutionen die öffentliche Politik verboten sei, treibe er eine Weltpolitik — nicht eine Tagespolitik —, die warten könne, die mit dem Untergang von weltlichen Staatsformen und Kulturen rechne, immer sich richtend nach dem überstaatlichen und überzeitlichen Ziel seiner Civitas coelestis ac terrena. In der Klugheit ihrer Politik und der Zielsetzung ihrer Diplomatie seien die Jesuiten mit den Juden verwandt. In beiden herrsche das Willenselement vor, beide lebten in einem überstaatlichen Reich, der Jesuit in der internationalen Weltkirche Roms, der Jude im messianischen Gottesreich, beide erstrebten die Weltherrschaft, der Jesuit durch straffe Organisation, der Jude durch Revolution. Schon in der Seele des Ignatius, dieses „Psychologen ersten Ranges“, dieses „Realpolitikers, der die Welt Dinge durchschaute, um sie zu beherrschen“, dieses „Organisators und herrscherlichen Führers“, habe der verborgene Wille zur Macht gelebt, die eine fanatische Glut der Aufrichtung und Umgestaltung der Hierarchie des himmlischen Gottesstaates auf Erden. Während der Abfassung seiner Ordensgesetze sei er in ständigem Konflikt mit der kirchlichen Autorität gestanden; nachdem er alle Widerstände bezwungen, sei seine freie protestierende, Neues setzende Kraft in eine diktatorische Willensunterwerfung umgeschlagen, der Anarchist sei zum Diktator geworden. Deshalb bedeute für Ignatius der Gehorsam die höchste Stufe der Vollkommenheit und die erste sein Gesetzeswerk durchherrschende

¹ Stefan George und die Blätter für die Kunst. Deutsche Geistesgeschichte seit 1890. Berlin, Bondi 1930.

Kraft. Der zweite Hauptfeiler seiner Gemeinschaft sei die unumschränkte Herrschaft des Generals. Seine fast ans Unheimliche grenzende übernationale Macht sei bedingt durch die ständigen Beichten jedes Jesuiten seinem Vorgesetzten gegenüber. Gewiß habe sich der Ordensgeneral dem Papste zu unterwerfen. Doch diese Unterwerfung sei nur scheinbar, da in wichtigen politischen Fragen nicht der weiße, sondern der schwarze Papst den Ausschlag gebe. Die Assistenten hätten nur beratende Stimme und müßten um das leibliche Wohl und die Arbeitslast des Generals besorgt sein, in den Geistdingen aber sei er der absolute Herrscher.

Gründlicher als es hier geschehen, können die Mittel und Ziele der Reich-Gottes-Arbeit der Gesellschaft Jesu nicht verkannt werden. Der Geist Fülöp-Millers geht um und versperrt dem Jünger Georges jedes Verständnis dafür, daß der Jesuitenorden nicht gegründet wurde, um über die Welt zu herrschen, sondern um den Seelen im neutestamentlichen Sinn zu dienen, und daß die Grundkräfte, die den Orden zusammenhalten und beleben, nicht der „willenlose“ Gehorsam der Untergebenen und der „unumschränkte“ Befehl der Vorgesetzten sind, sondern die gemeinsame und selbstlose Gottes- und Nächstenliebe. Dementsprechend heißt es in der zweiten Regel: „Das Ziel unserer Gesellschaft ist, uns mit Gottes Gnade nicht nur dem Seelenheil und der Vervollkommnung der eigenen Seele zu widmen, sondern mit demselben Gnadenbeistand auch an dem Seelenheil und der Vervollkommnung des Nächsten zu arbeiten.“ Liebe, nicht Gehorsam, ist also auch für den Jesuiten wie für jeden Christen das Band und die höchste Stufe der Vollkommenheit, und der ist der größte unter ihnen, der im Sinne Jesu der letzte und geringste Diener seiner Brüder war. So erklärt es sich, daß ein jugendlicher Novize, wie der hl. Stanislaus, oder Scholastiker, wie Aloysius und Berchmans, oder ein stiller Laienbruder, wie der hl. Kloster-

pförtner Alfons Rodriguez, das jesuitische Vollkommenheitsideal heroischer und reiner in ihrem Leben verwirklichten als die meisten Ordensprofessen von Name und Rang. Aber nicht nur diese innere und entscheidende Wertbetrachtung in der Idealsetzung der Jesuiten ist den Maßstäben des Georgeschülers unzugänglich und unverständlich geblieben, auch in die äußere Struktur des Ordens ist er so wenig eingedrungen, daß er ihn als eine Gemeinschaft bezeichnet, die vom Eintretenden das Schweigen und die Wahrung des Geheimnisses fordere, so daß die Öffentlichkeit die wahren Ziele und Absichten dieser mit Recht gefürchteten „fliegenden Truppe“ der römischen Kirche verborgen blieben. Dabei ist das Institut der Gesellschaft Jesu in seinem ganzen Umfang in größeren Bibliotheken jedermann zugänglich und vor kurzem hat Ludwig Koch S. J. ein Jesuitenlexikon herausgegeben, nach dem sich jedermann über das Wesen der Jesuiten und ihr Wirken, hauptsächlich auf deutschem Sprachgebiet, in zuverlässiger Weise unterrichten und dem vielen bösen Geschwätz, das gegen sie geschleudert wird, entgegentreten kann. Auf Merzens Frage, woher der „willenlose“ Gehorsam der Jesuiten stamme, ob aus der Disziplin der altrömischen Soldateska oder aus dem Ethos der Gnosis oder des Islams, hat Peter Lippert S. J. in seinen Studien „Zur Psychologie des Jesuitenordens“ schon im Jahre 1912 die Antwort gegeben, indem er die neutestamentliche, des näheren die paulinische Grundlage aufzeigt, auf der der Hingebungswille der christlichen Apostel beruht. „Wehe mir, wenn ich nicht predige!“ Für die Charakteristik des hl. Ignatius verweisen wir auf die neue Lebensbeschreibung von Paul Dudoon (Paris, Beauchesne 1934), nach der sich der wahrheitsuchende Leser ein echtes Bild von der großen Seele unseres Ordensstifters machen und die groben Verzeichnungen von Merz richtigstellen kann.

Mehr Gerechtigkeit lassen die Wertmaßstäbe der Georgeschule den Kulturwirkungen der Benediktiner und Minderbrüder widerfahren. In sympathischer Zusammenfassung wird gezeigt, daß und wie die Söhne des hl. Benedikt die Gestalter des Übergangs von Alt-Rom zur mittelalterlichen Kultur gewesen sind, und Franziskus und die Seinen werden in helleuchtenden Farben als die Anreger und lebendigen Anfänge der Frührenaissance dargestellt. Es ist für den Verfasser eine unleugbare Tatsache, daß diese von Welt und Lärm abgewandten Männer auf den verschiedensten Gebieten der menschlichen Geistesgeschichte, in Kunst, Wissenschaft, Erziehung und Politik erstaunliche und dauernde Leistungen vollbracht haben. Es bleibt auch in seinen Augen immer merkwürdig, daß solche Siedler sogar die politischen Angelegenheiten ihrer Weltepöche gelenkt haben, wie in der mittleren Zeit ein Bernhard von Clairvaux oder der Mönch Hildebrand als Papst Gregor VII. Diese Anerkennung ihrer geschichtlichen Verdienste ist aber für Merz kein Hindernis, die kirchlichen Ordensformen vom Standpunkt seiner Weltanschauung aus als überlebt und unfähig anzusehen, uns vom persönlichen und allgemeinen Elend der jetzigen Welt zu befreien. Die alten Dogmen und Glaubensanschauungen sind nach seiner Überzeugung entleert und stehen zum modernen Menschen in keiner fruchtbaren Beziehung. Das christliche Drama von Schöpfung, Sündenfall, Tod, Erlösung und Weltgericht trete vor einem neuen Lebensgefühl in den Hintergrund. Neu kann nach seiner Meinung die Welt erst dann werden, wenn die durch eine neue Wahrheit und durch die Liebe miteinander verbundenen Männer aus ganzer Seele und aus allen ihren Kräften von einem Zentrum aus sich zum gemeinsamen Werk finden. Hier denkt Merz an die Geistes- und Freundesgemeinschaft im Sinn Stefan Georges, für die er in geschickter Weise in seinem ganzen Buch zu werben sucht. Es handelt sich

dabei nicht um eine politische Gruppe, sondern um eine freie Vereinigung von schöpferischen Menschen, die eine bestimmte neuheidnische Lebenshaltung darstellen und Werke der Kunst und des Geistes schaffen, die uns aus dem Wirrsal des Zusammenbruchs herausführen sollen. Ihre Notwendigkeit wird mit dem richtigen Grundsatz begründet, daß Umwandlungen der Zeiten immer nur von kleinen Zellen ausgegangen sind, in denen ein bedeutender Mann die um ihn versammelte Jüngerschaft mit seinem Geiste durchdrang. Nur in solchen Urzellen des Gemeinschaftslebens lassen sich die Kräfte des Geistes und des Menschturns verdichten und neue Lebensgesetze erproben. Stets sind auch aus solchen Gemeinschaften — nenne man sie nun Kreis, Bruderschaft, Orden, Genossenschaft oder Bund — Ideen und Kräfte zur Neugestaltung des Kulturlebens ausgegangen. Heute fehlt die Anerkennung der kleinen Kulturkreise. Das Mittelalter kannte und hatte sie in den Orden, deren Kulturverdienste nur deshalb von Merz anerkennend herausgestellt werden, weil er damit für die Kulturgemeinde der Geistesritter Stefan Georges werben will. Es werden aber nur jene kulturellen Wirkungen angeführt, die vor der Weltanschauung Stefan Georges bestehen können. Die anderen muß man etwa in der Kirchen- und Kulturgeschichte des Mittelalters von Gustav Schnürer und in anderen Werken nachlesen. Vergleicht man damit das Buch von Merz, so braucht man nicht erst unter die Propheten zu gehen, um vorherzusagen, daß die unsterblichen Scharen der katholischen Ordensfamilien noch kulturschöpferisch und kulturerneuernd wirken werden, wenn die Erinnerung an Stefan George und seinen Kreis längst entschwunden sein wird. Denn einen anderen Grund kann niemand legen außer Christus unser Herr. „Ihr sollt euch nicht Meister nennen lassen, denn nur einer ist euer Meister, Christus.“

In seinem Roman „Die Brüder Karamasoff“ legt Dostojewskij dem Einsiedler Starezossima folgende Worte in den Mund: „Meine Brüder und Lehrer, was ist ein Mönch? Das Wort Mönch ist in unseren Tagen ein Schimpfwort geworden . . . Allein es gibt doch so viele unter den Mönchen, die fromm und demütig sind, die die Einsamkeit suchen und die nach stillem Gebet verlangen . . . Von den Gebeten dieser Demütigen wird die Rettung . . . ausgehen. Denn in Wahrheit werden sie sich in der Stille vorbereitet haben auf den Tag und die Stunde, auf den Monat und das Jahr. Das Vorbild Christi bewahren sie herrlich und unverfälscht in seiner göttlichen Reinheit und Wahrheit dort in der Einsamkeit auf, so wie es uns von unseren alten Kirchenvätern, Aposteln und Märtyrern überliefert worden ist. Und wenn es notwendig werden wird, dann werden sie es der weltlichen zusammenstürzenden Wahrheit entgegenstellen. So denke ich über den Mönch.“

Diese wenigen Worte Dostojewskijs sagen mehr und Tieferes über die Weltbedeutung der Orden als das ganze Buch, das uns die Anregung zu diesen Ausführungen gegeben hat.

Nachtrag zu „Stigmata-Fragen“¹. Von C. A. Kneller S. J.

Wir hatten zu viel behauptet, als wir sagten, es gebe kein Beispiel dafür, daß der bloße Einfluß der Phantasie tiefe Wunden im Körper hervorrufen könne. Aus jüngster Zeit, Karfreitag 1932, wird nun doch ein Fall berichtet von einer überempfindlichen Person, der man mit Erfolg in der Hypnose suggerierte, daß in Händen und Füßen sich Wundmale zeigen sollten². Wir gehen auf die Sache nicht näher ein. Müssen wir unsere Behauptung als un-

vorsichtig zurücknehmen, so wäre es auch unvorsichtig, auf den erwähnten Fall von natürlichen Stigmata Folgerungen aufzubauen. Die Sache ist noch zu jung; es wäre immerhin möglich, daß man noch weiteres darüber hört. Einen anderen Fall von ebenso höchst verdächtigen Stigmata berichtet H. Thurston in „The extraordinary case of „George Marasco““ (The Month 144 [1924] 492).

Etwas anderes in unserem Aufsätzchen bedarf zwar nicht der Richtigstellung, ist aber zur Vermeidung von Mißverständnissen³ einer Erläuterung fähig. Es wurde dort gesagt, seit dem hl. Franziskus — man könnte noch den hl. Bernhard beifügen — wurde eine neue Auffassung des Leidens Christi in der Kirche herrschend. Nun sagt auch das Brevier des Herz-Jesu-Festes, lect. IV, vom Mittelalter: *teneriore quadam erga Ss. Salvatoris Humanitatem religione fideles affici coepti sunt*. Daß hier nicht von den Alemannen und Burgundern der Frühzeit, sondern vom hohen Mittelalter, dem 12. und 13. Jahrhundert, die Rede ist, wird man wohl zugeben. Die „zartere Andacht“, deren Auftreten das Brevier dem Mittelalter zuschreibt, äußert sich vor allem dem Jesuskind und dem Gekreuzigten gegenüber. Insofern ist also, was wir sagten, durch die Liturgie gedeckt. Auch ohne das wäre die Sache offenbar. Man vergleiche nur aus der Zeit des heiligen Bernhard etwa das *Anima Christi*, aus dem folgenden Jahrhundert das *Jesu dulcis memoria* und das *Stabat mater* mit den Hymnen der Karwoche, die Venantius Fortunatus unter dem Einfluß der heiligen Radegundis dichtete; der Unterschied ist unverkennbar. Und jeder, der auch nur einige Seiten aus den deutschen Mystikern des Mittelalters und den ältesten Kirchenvätern gelesen, hat die Verschiedenheit des Tones bemerkt.

Man tritt mit solchen Behauptungen auch der christlichen Vorzeit nicht zu nahe.

¹ Vgl. diese Zeitschrift S. 77.

² Dr. med. Alfred Lechler: Das Rätsel von Konnersreuth im Lichte eines neuen Falles von Stigmatisation. Elberfeld 1933.

³ Benediktinische Monatsschrift 16 (1934) 159.